Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 33. Posen, den 13. August. 1893.

Die Erbtante.

Humoristische Erzählung von Modernikus.

(Fortsetzung.)

Der Doktor nahm den Brief, welchen sein Freund ihm über den Tisch reichte, entfaltete ihn und las dann halblaut vor sich hin:

Geehrter Herr!

Verzeihen Sie, daß ich erst heute im Stande bin, Ihr werthes Schreiben vom vorigen Monat zu beantworten. Als es in meine Hände gelangte, war mein Herz von einer andern Sorge so sehr in Anspruch genommen, daß ich meinen eigenen Angelegenheiten keinen Gedanken widmen konnte: mein geliebter Pflegevater lag auf dem Sterbebett. Ich bin wochenlang nicht von seiner Seite und aus den Kleidern gekommen, aber es war alles vergebens; weder meine Pflege, noch die Kunst der Aerzte hat ihn uns erhalten können. Ich stehe nun ganz allein in der Welt, und da aus Ihren Zeilen eine so wahre aufrichtige Zuneigung zu mir spricht — —

„Berlau, kannst Du dies Lob ohne Schamröthe einstreichen?"

— so darf ich Ihnen nun ebenfalls eingestehen, daß ich gleich bei unsrer ersten Begegnung ein warmes Interesse für Sie gefaßt habe, und so beantworte ich denn Ihre Frage, ob ich geneigt sei, Ihr Weib zu werden, mit einem freudigen „Ja."

Indem ich alles Weitere Ihren Anordnungen überlasse, verbleibe ich in treuer Liebe

Ihre
Wanda Brand.

Der Doktor faltete den Brief zusammen und gab ihn schweigend, aber mit einem sarkastischen Lächeln auf den Lippen, seinem Freund zurück.

„Nun," fragte jener, „was sagst Du zu dem Brief?"

„Ich finde ihn sehr nett."

„Aber er bringt mich doch in eine eigenthümliche Lage" — —

„Freilich, freilich, die Lage ist ein bißchen eigenthümlich. Wie soll man das gleich nennen? Polygamie ist es noch nicht, eher Polybräutigamie. Mag ja ganz amüsant sein, aber lange wirst Du diese Doppelrolle doch nicht spielen können."

„Ich gedenke sie nicht einen Tag zu spielen, deshalb bin ich ja eben hierher gekommen, um Dich zu bitten" — —

„Aha," sagte der Doktor, indem er sich aus seiner nachlässigen Haltung im Lehnstuhl aufrichtete, „aha, jetzt komm' ich an die Reihe! „Eine kleine Gefälligkeit" — war's nicht so?"

„Nun ja doch; Du hast Dich mir ja immer als einen so treuen Freund bewiesen, dem ich nur alles Gute wünschen kann, und da dachte ich — — da sagte ich zu mir" — — der Rechtsanwalt hielt erröthend inne.

„Was sagtest Du zu Dir? Nur nicht geniren, immer heraus mit der Sprache!"

„Ich sagte zu mir: Wie ungleich sind doch die Güter dieses Lebens vertheilt! Was der eine zu viel besitzt, das hat der andere zu wenig. Dir steht sozusagen die Wahl frei zwischen diesen beiden reizenden Mädchen, und Deinem Freund hier, einem so edlen Charakter, der so recht für eine gemüthliche Häuslichkeit geschaffen ist, dem sollte jenes höchste Gut versagt bleiben?"

„Welches höchste Gut?"

„Ein liebendes und geliebtes Weib."

„Und um dieser Ungleichheit der Gütervertheilung abzuhelfen, bist Du großmüthig bereit, mir eine Deiner beiden Zukünftigen zu überlassen? Da wäre ja also ich der Verpflichtete und Du der Wohlthäter. Und das nennt dieser bescheidenste aller Rechtsanwälte, mich „um eine kleine Gefälligkeit" bitten! Ha ha ha!"

Berlau senkte verlegen das Haupt:

„Ich hatte mir das so hübsch ausgemalt — denke Dir nur, eine Doppelhochzeit!"

„Mal' Dir aus, was Du willst, aber bilde Dir nicht ein, daß ich der Pinsel sein werde, der sich zur Verwirklichung Deiner Phantasiegemälde gebrauchen läßt."

„Na, sei mir nicht böse — es war ja nur so eine Idee von mir. Vielleicht findet sich ein anderer Weg, die Schwierigkeiten zu lösen."

„Der Weg, dächte ich, wäre Dir klar genug vorgezeichnet. Eine muß aufgegeben werden. Nun hat Fräulein Brand durch ihre verspätete Antwort Dir ja selbst eine Brücke gebaut, auf der Du einen leidlich ehrenvollen Rückzug antreten kannst."

„Das wäre allerdings ein Ausweg, aber mir ist nicht wohl dabei zu Muthe. Ein so edles Herz soll ich kränken? Und dann — weißt Du, es wäre mir ein schrecklicher Gedanke, in eine große Verwandtschaft hineinzuheirathen — ein „Mädchen ohne Anhang", das war immer mein Ideal. Wie gut hätte also gerade diese für mich gepaßt! Es thut mir furchtbar leid um uns beide, aber ich kann's doch nicht ändern. Warum hat sie auch nicht rechtzeitig geantwortet? Aber sie soll doch wenigstens erfahren, welchem Zwang der Verhältnisse ich mich fügen muß. Gieb mir doch 'mal gleich einen Briefbogen her." — —

„Na, na" — warnte der Doktor — „nur nicht so eilig! Willst Du nicht lieber vorher die Sache mit der andern ins

Reine bringen? Diese Angelegenheit scheint doch auch noch nicht ganz klipp und klar zu sein, und so lange die Taube noch auf dem Dach sitzt, ist es besser, den Spatz in der Hand zu behalten."

„Das ist wahr; übrigens paßt Dein Vergleich nicht so ganz" — sagte Berlau mit einem Lächeln, das einer gewissen Schelmerei nicht entbehrte, — „denn was Du die „Taube auf dem Dach" nennst, das ist eben gerade — à propos, Du kennst doch Fräulein Kaethe Sperling?"

Der Name trieb dem Doktor alles Blut zum Herzen.

„Fräulein Sperling?" stotterte er, „was ist's mit der?"

„I, das ist ja eben meine „Taube auf dem Dache."

„Was" — rief Dr. Münch — „zu Fräulein Sperling glaubst Du Deine Blicke erheben zu können? Das kann nicht sein."

„Wieso denn?" sagte der Rechtsanwalt beleidigt, „was ist denn dabei Unmögliches? Sie ist doch keine Prinzessin, und bin ich nicht ein Mann, der einige Ansprüche machen darf?"

Der Arzt fühlte, daß er in seiner Aufregung zu weit gegangen war.

„Du verstehst mich falsch," sagte er, „meine Verwunderung hat einen andern Grund. Ich kenne die Familie, ich weiß doch, daß der Alte ein fanatischer Katholik ist, der seiner Tochter nun und nimmermehr gestatten wird, einen Evangelischen zu heirathen."

„Ich habe aber doch seine Zusage schwarz auf weiß."

„Das ist es eben, was mir zu glauben so schwer fällt. Und wie steht es denn mit dem jungen Mädchen?"

„Mit Käthe? Pah, das wird sich schon machen."

Mit welcher Zuversicht er das sagte — nein, es war doch ein zu unverschämter Geselle! Und dann, daß er es wagte, sie einfach „Käthe" zu nennen, als wenn sie ihm schon angehörte — unerträglich! Am liebsten hätte der Doktor seinen Gast an die Luft gesetzt. Aber wenn jemals, so galt es jetzt, die Ruhe zu bewahren, jetzt, wo ihr Lebensglück auf dem Spiel stand. Für sich selbst wünschte er ja nichts mehr, seine Liebe hatte sich längst zu jener idealen Reinheit geläutert, die in dem Glück des andern ihre volle Befriedigung findet. Aber eben deshalb konnte er es nicht ruhig mit ansehen, daß dieses edle Geschöpf an einen Menschen verschachert wurde, der einer tieferen Empfindung gar nicht fähig war, an dessen Seite für sie durchaus kein Glück erblühen konnte. Aber wie dies verhindern? Hätte er doch nur früher geahnt, um wen es sich bei dieser zweiten Verlobung eigentlich handelte! Nun hatte er, in der seinem Freund entstandenen Verlegenheit, gar selbst gerade auf diejenige Lösung hingearbeitet, welche er um jeden Preis hätte verhindern müssen! — —

Dem Rechtsanwalt entging die Bewegung seines Freundes nicht, aber er war weit davon entfernt, ihre wahre Ursache zu ahnen.

„Die Partie scheint nicht recht nach deinem Geschmack zu sein", sagte er, indem er den Doktor mit fragenden Blicken ansah.

„Auf meinen Geschmack," lautete die mit einer gewissen Bitterkeit gegebene Antwort, „kommt es doch dabei nicht an, wenn sie dir nur behagt."

„Mir behagt sie schon — aber es interessirt mich doch, zu wissen, was du daran auszusetzen hast."

„Auszusetzen?" sagte Dr. Münch, „nicht das Mindeste. — Ich weiß nur nicht" — setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu — „wie sich diese Wahl mit Deiner Vorliebe für Damen ohne Anhang verträgt."

„Damen ohne Anhang? Wie soll ich das verstehen?"

„Na, Du rühmtest es doch bei Fräulein Brand als besonderen Vorzug, daß sie keinen ausgedehnten Verwandtenkreis besitzt."

„Und dieses Vorzugs erfreut sich Fräulein Sperling wohl nicht?"

„Leider nein; der Sanitätsrath und seine Frau, die, wie Du wohl weißt, bereits verstorben ist, stammen beide aus M . . . selbst" — —

„Und da haben sie wohl viele Verwandte am Ort?"

„So ziemlich die halbe Stadt."

„Das ist ja reizend! Ich möchte aber meine Frau für mich haben und verspüre keine Lust, mich mit einem Dutzend Onkels oder Tanten in ihren Besitz zu theilen."

„Mit den Onkels ist es nicht so schlimm — aber die Tanten, freilich, die grassiren förmlich in der Familie. Ich allein kenne ihrer ein halbes Dutzend."

„Ein halbes Dutzend Tanten, und alle an einem Ort," sagte der Rechtsanwalt, während ein leichter Schauer seine Glieder schüttelte, „das könnte einem ja den ganzen Spaß verleiden" — — „Doch," setzte er, sich gewissermaßen selbst Muth zusprechend, hinzu, „man müßte eben versuchen, sich mit ihnen auf einen leidlichen Fuß zu stellen." Und da der Doktor, statt aller Antwort, nur mit den Achseln zuckte, so fragte er etwas kleinlaut: „Sollte das denn so unmöglich sein?"

„Unmöglich gerade nicht doch bei einigen von ihnen sehr schwer. Tante Nettchen z. B. ist, wie ja auch ihr Name andeutet, ganz nett, auch sehr gesprächig, aber leider so taub, daß sie einst, beim Auffliegen eines Pulverthurms, „Herein" gerufen haben soll, weil sie glaubte, es hätte jemand angeklopft. Nun denk' Dir 'mal, mit der über die Straße zu gehen und ihr fortwährend ins Ohr schreien zu müssen."

„Entsetzlich! Aber muß sie denn gerade auf der Straße sich unterhalten?"

„Ja, das ist so ihre Art. Der Sanitätsrath hat ihr denn auch schon gedroht, sich mit einem Sprachrohr zu bewaffnen, wenn sie ihn, in publico, nicht in Ruhe ließe."

„Das wäre also Nr. 1, und wie sind die andern?"

„Ferner spielt das Fräulein Theophila im Hause Sperling eine große Rolle. Sie führt dort die Wirthschaft und ist auch in weiteren Kreisen unter dem Namen „die Stulleninspektorin" bekannt."

„Ein drolliger Name!"

„Den haben ihr die Söhne des Sanitätsraths beigelegt. Sie ist nämlich sehr genau und glaubt durch konsequentes Wiederabstreichen der von seinen Söhnen geschmierten Butterstullen ihren Bruder, den Sanitätsrath, zum reichen Mann machen zu können. Da ist ferner Tante Amalie, auch das enfant terrible oder der Familienschrecken genannt."

„Eine reizende Kollektion! Woher kommt denn der Name nun wieder?"

„Jedenfalls daher, weil sie, in ihrer naiven Dummheit, mit ihrem nie stillstehenden Mundwerk schon viel Unheil angerichtet hat. Ihre eigene Familie ist nie davor sicher, von ihr bloßgestellt zu werden, und deshalb hat ihr Bruder ihr diesen Spitznamen gegeben."

„Ihr Bruder? Also der Sanitätsrath?"

„Nein, der Apotheker Knickebein."

„Was," rief der Rechtsanwalt, indem er entsetzt von seinem Stuhl aufsprang, „was, Malchen, geborene Knickebein, ist auch eine Tante des Fräulein Sperling? Nun hab' ich aber genug! Mag sie heirathen, wer will — ich habe keine Lust, mein Schicksal in so frevelhafter Weise herauszufordern. Noch heute schreib' ich dem Sanitätsrath — aber was soll ich ihm schreiben? Wie soll ich meinen Entschluß begründen? Das ist ja eine ganz fatale Lage!"

Und mit großen Schritten durchmaß Berlau das Zimmer, händeringend und immer wieder die verzweifelte Frage hervorstoßend:

„Was soll ich ihm nur schreiben?"

Endlich blieb er vor dem Doktor stehen:

„So sprich Du doch 'mal was Vernünftiges."

Dr. Münch kratzte sich verlegen hinter den Ohren:

„Die Sache ist nicht so einfach. Du lebst mit Sanitätsraths an demselben Ort, Du wirst doch auch nicht wünschen, daß das Fräulein durch Dich ins Gerede kommt — es müßte jedenfalls eine besonders rücksichtsvolle Form gewählt werden — aber das will eben überlegt sein."

„Wenn nur noch Zeit dazu wäre!" rief Berlau verzweiflungsvoll, „aber mein Hals steckt ja schon in der Schlinge! Heute Morgen ist der Sanitätsrath von einer längeren Reise zurückgekehrt, und Abends soll ich den Thee bei ihnen trinken. Na, wenn ich da mit heiler Haut davon komme, dann will ich's loben!"

„Dann darfst Du also nicht hingehen."

„Auf keinen Fall; aber wie soll ich mein Ausbleiben motiviren?“

„Das ist doch ganz einfach: man schützt Unwohlsein vor.“

„Ganz schön, das würde für heute Abend ausreichen; aber wie weiter?“

„Ja, wie weiter!“ sagte der Arzt „das ist eine verfluchte Geschichte. Weißt Du was — ich würde an Deiner Stelle einfach die Wahrheit sagen.“

„Wie denn, die Wahrheit?“ fragte Berlau.

„Ich meine, Du solltest ihm Deine ganzen Verhältnisse rückhaltlos darlegen, ihm auseinandersetzen, wie das fortwährende Drängen Deiner Tante — zum Theil auch Deine eigene Unbesonnenheit — Dich zu dem übereilten Schritt veranlaßte, um Fräulein Sperling anzuhalten, obwohl Du eigentlich schon durch eine frühere Verpflichtung gebunden warst.“

„Aber wenn nun der Alte eklig wird und auf seinem Schein besteht?“

„Wie meinst Du das?“

„Die Vermögensverhältnisse des Sanitätsraths sollen nichts weniger als glänzend sein. Wenn er nun hört, was für eine gute Partie seine Tochter voraussichtlich an mir machen würde, so wird er doch um so weniger geneigt sein, mich frei zu geben.“

„Er kann Dich doch nicht zwingen, seine Tochter zu heirathen.“

„Mit Gewalt nicht, aber durch Ueberredung. Wird er nicht ebenso gut wie Du herausfinden, daß ich gegen Fräulein Brand eigentlich gar so keine großen Verpflichtungen habe? Weißt Du, Albert, ich kenne mich, ich sehe es voraus, ich lass' mich 'rumschwätzen. Na, wie Gott will“ — — — setzte er mit einem Seufzer der Resignation hinzu und griff nach seinem Hut. Dem Doktor flimmerte es vor den Augen:

„Du willst schon gehen?“ sagte er, indem er sich bückte, scheinbar um eine auf die Erde gefallene Cigarre aufzuheben, in Wirklichkeit aber, um seine tiefe Erregung zu verbergen.

„Ich muß,“ antwortete der Rechtsanwalt, „es ist bereits 4 Uhr, ich brauche zur Rückfahrt 2 Stunden, wenn ich also um 6 Uhr bei Sperlings erscheinen will“ — — —

„Um 6 Uhr? Das ist doch noch keine Theezeit.“

„Nein, aber der Alte scheint es doch für nöthig zu halten, daß ich mich vorher mit seiner Tochter verständige.“

„Du willst also wirklich hingehen?“

„Was bleibt mir denn anderes übrig?“

„Wenn ich mich nun entschlösse, an Deiner Stelle hinzugehen?“

„Du?“ rief Berlau im Tone der freudigsten Ueberraschung, „Du wolltest mir diesen Dienst erweisen?“

„Warum denn nicht? Es wäre doch nicht das erste Mal! Wenn Dir also ein so großer Gefallen damit geschieht“ — — —

„Ein Gefallen! Du giebst mir ja geradezu das Leben wieder. Laß dich umarmen, Du edelster, bester der Menschen.“

Nur mit Mühe konnte sich der Doktor den stürmischen Dankesbezeigungen seines Freundes entziehen.

„Aber was wirst Du dem Sanitätsrath sagen?“ nahm letzterer nach einer Weile wieder das Wort.

„Soweit als es nöthig ist, die Wahrheit. Ich setze dabei natürlich voraus, daß die Verlobungsschrulle Deiner Tante eine historische Thatsache ist, und keine bloße Ausgeburt Deiner dichterischen Phantasie.“

Der Rechtsanwalt legte betheuernd die Hand aufs Herz: „So wahr ich hier vor Dir stehe, es verhält sich damit genau so, wie ich Dir erzählt habe. Aber nun schnell ans Werk, alles Weitere können wir ja unterwegs besprechen.“

In wenigen Minuten war der Doktor gerüstet. Nachdem er dann noch an einen Kollegen in B . . . ein paar Zeilen geschrieben und ihn gebeten hatte, ihn vorkommenden Falles zu vertreten, folgte er, im Gesellschaftsanzug, seinem ungeduldig die Treppe herabstürmenden Freund zu dem Wagen, der bereits vor dem Hause hielt, wohin ihn Berlau bestellt hatte.

Unterwegs versuchte der Arzt noch einmal das Gespräch auf die von ihm übernommene schwierige Mission zu lenken, aber Berlau schnitt ihm das Wort von dem Munde ab.

„Ich gebe Dir plein pouvoir — mach' mich so schlecht wie möglich; 's ist mir alles egal, wenn ich nur aus dieser verfl . . . Klemme 'rauskomme.“

Dann sprang er auf andere Gegenstände über, gab dem Doktor eine launige Schilderung seiner Fahrt im Postwagen und seines Abenteuers in Ostheim, erzählte ihm lachend von den dummen Gerüchten, welche — offenbar durch Malchen, geborene Knickebein, — über ihn in Umlauf gebracht und eine Zeit lang auch wirklich geglaubt worden waren — kurz, man sah aus allem, daß ihm eine Centnerlast vom Herzen genommen war.

Es war verabredet worden, daß Dr. Münch sein Erscheinen an Stelle des Rechtsanwalts zunächst mit einem leichten Unwohlsein des letzteren motiviren sollte. Deshalb stieg Berlau eine Viertelmeile vor M . . . aus dem Wagen und legte den Rest des Weges zu Fuß zurück. Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, unter ihrem Schutz erreichte er, von keinem Menschen erkannt, seine Wohnung. Hier zündete er seine Lampe an und legte sich dann, von der Aufregung des Tages erschöpft, auf sein Sopha, während seine Aufwärterin, gemäß dem von ihm gegebenen Befehl, im Schlafzimmer des Rechtsanwalts noch ein zweites Bett herrichtete.

Es war nämlich ausgemacht worden, daß Dr. Münch seinem Freund noch denselben Abend von dem Erfolg seiner Sendung Bericht erstatten und dann bei ihm übernachten sollte.

Aber es verstrich eine Viertelstunde nach der andern — der Doktor kam nicht. Was hatte das zu bedeuten? Jeden Augenblick späte Berlau hinaus auf die menschenleere Straße. Dann und wann tauchten auch im Nebel die Umrisse einer menschlichen Gestalt auf — einmal glaubte er sogar schon ganz deutlich den grauen Filzhut seines Freundes zu erkennen, aber es war ein Irrthum; kurz vor der Wohnung des Rechtsanwalts bog der Träger dieses Huts in eine Seitengasse ein.

(Schluß folgt.)

Der Roman eines armen jungen Schauspielers.

Wahrheit und Dichtung von Heinrich Grans.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Den Anstoß dazu gab wieder der Onkel, der einen Höllenlärm schlug, als ihm zufällig ein Brief der Berg in die Hände fiel. Er beruhigte sich erst wieder, als Eduard schwach genug war, das Versprechen zu geben, auf jeden ferneren Briefwechsel verzichten zu wollen. Als Eduard dann vor einem Jahr zum Steuerrath avancirt war, rückte der Onkel mit seinem Lieblingswunsch heraus, den Neffen mit seiner reichen Mündel, der Tochter eines Generals, seines verstorbenen Freundes, zu verheirathen. Die beiden jungen Leute mißfielen einander nicht, und so brachte der Onkel diese mariage de raison zusammen. Eduard, der auch in der Ehe den Lebemann fortzuspielen gedachte, hatte dabei nicht mit der Eifersucht gerechnet, die plötzlich bei seiner kleinen Frau zu Tage trat; sie kontrolirte jeden Weg und jeden Brief und beobachtete mit argwöhnischen Blicken jedes Gespräch, das ihr Mann mit einer Dame führte. Da der Onkel stets coulant genug war, Partei für seine Nichte zu nehmen und ihr die Herrschaft im Hause zu gewähren, so zog sich Eduard bald genügsam in sich selbst zurück, führte ein bürgerlich-behagliches, ruhiges Leben und fand darin sein mäßiges Glück.

Und diese Ruhe stand nun auf dem Punkte, durch eine plötzliche Explosion grausam vernichtet zu werden. Was konnte er dagegen thun? Wie sollte er seiner Frau begegnen? Was ihr sagen? Er kam sich wie der Graf von Gleichen vor, wenn er an das erwähnte schriftliche Eheversprechen dachte, das er einst im Rausch der Liebe zu den Füßen seiner Karoline niedergelegt. — — —

Ein Rütteln an der Thür brachte ihn endlich zu einem Entschluß; er verbarg rasch den Brief und öffnete.

Es war der Onkel, eine hohe, aristokratische Erscheinung, ein Mann von einigen sechzig Jahren, dem die schneeweißen, noch üppigen Haare und ein ebenso weißer Schnurrbart sehr wohl zu Gesicht standen. Er war früher Offizier gewesen, mußte aber einer unlieb-

samen, noch unaufgeklärten Affaire wegen seinen Abschied nehmen und lebte seitdem zurückgezogen nur dem Sohne seines verstorbenen Bruders und seiner Mündel.

Nachdem er über die verschlossene Thür und die bitteren Klagen seiner Emmy, die er eben verlassen, in spöttischer Weise allerlei hämische Glossen gemacht hatte, bat ihn Eduard um ein ernstes Gehör und vertraute ihm zögernd seine ganz verzweiflungsvolle Situation. Die Theilnahme des Onkels bestand darin, daß er herzlich lachte; er faßte die Angelegenheit humoristisch auf, und da ihm Eduard endlich auch den Brief übergeben mußte, so amüsirte es ihn köstlich, daraus zu erfahren, daß man ihn bereits zu den Todten geworfen hatte, was nach seiner Meinung, die nicht frei von Aberglauben war, auf ein langes Leben hoffen ließ. Schließlich übernahm er es, die Angelegenheit mit der „famosen Schauspielerin" persönlich zu ordnen, und bestimmte, daß Eduard einen kurzen Urlaub nehmen und während desselben das Haus nicht verlassen solle. Er müsse Alles daran setzen, seiner jungen Frau diese Jugendthorheit zu verbergen. Welche Szenen und Thränen würden sich entwickeln, wenn Emmy Kenntniß von einer Nebenbuhlerin erhielt, die noch dazu mit älteren Ansprüchen hervortreten könne.

Eduard versprach in seiner Angst Alles, was verlangt wurde, und der Onkel ging lachend ans Werk.

III. Kapitel.

Seit zwei Tagen war die Hurray'sche Truppe in Bromberg eingezogen und hatte im Saale des Schützenhauses mit großem Beifall ihre ersten Vorstellungen gegeben. Ein empfindlicher Wohnungsmangel war die Ursache, daß mehrere Mitglieder gemeinschaftliche Wohnungen beziehen mußten und froh waren, wenn sie überhaupt nur ein Unterkommen gefunden hatten. Auch Häring gehörte zu Denjenigen, die noch nicht wußten, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten. Bei einer monatlichen Gage von zwölf preußischen Thalern war der Aermste auf die äußerste Sparsamkeit angewiesen; zwar waren die Lebensmittel zu damaliger Zeit wohlfeil, dafür aber die Miethspreise durch den empfindlichen Wohnungsmangel derartig gestiegen, daß seine schwachen Mittel einen so hohen Zins, wie er verlangt wurde, nicht zu tragen vermochten und er sich schon nach einer Scheune oder gar nach einem Stalle umsah.

Da erbarmte sich Löwenbrand des Jammernden, indem er ihn unentgeltlich als Stubengenossen und Famulus unter der Bedingung aufnahm, daß er sich verpflichtete, die Reinigung der Kleider und Stiefeln zu übernehmen und auf der Maschine den Kaffee zu kochen. O, wie freudig und dankbar ging der junge Mann auf das Anerbieten ein. Ueberhaupt war der Anfang in Bromberg ein sehr erfreulicher für ihn, denn der Theaterdiener hatte ihm die erste Rolle seit seinem Engagement gebracht, den „Lorenz Kindlein" im „Armen Poeten", und so treffen wir den angehenden Künstler beim Studium, in voller Arbeit und Freudigkeit. Häring gehörte zu den Menschen die es lieben, sich eine Grenze für ihre drückenden Entbehrungen zu denken, um dieselben leichter ertragen zu können.

Auf einem Sopha, das für den Athleten viel zu kurz war, denn die Beine hingen ihm über die Lehne herab, lag Löwenbrand, im Schlafrock, die lange Pfeife im Munde und neben sich auf einem Stuhle den dampfenden Mokka, den ihm sein Stubenkamerad soeben kredenzt hatte. Im Zimmer auf- und abgehend, einen Stiefel auf der linken, die Bürste in der rechten Hand, suchte dieser dem Leder größtmöglichen Glanz zu verleihen, wobei er ununterbrochen seinen geliebten „Lorenz Kindlein" hersagte, während Löwenbrand ihn überhörte, zugleich aber auch korrigirte.

Jetzt war die Rolle zu Ende, und erwartungsvoll harrte Häring auf eine Kritik seines Lehrers, der sich indeß erst ruhig sein Frühstück schmecken ließ, bevor er begann: „Mein junger Freund, Sie haben die Rolle gut auswendig gelernt und sprechen sie auch in verständigem, schlichtem Ton, aber Ihnen fehlt noch etwas, was bei derartigen Aufgaben zumeist den Erfolg verbürgt — die Thränen. Sie können noch nicht weinen und folglich nicht rühren. Sie müssen vor allen Dingen weinen lernen."

„Weinen lernen?" wiederholte Häring erstaunt. Er dachte daran, wie oft er in schlaflosen Nächten bittere Thränen vergossen, wenn ihm durch die Härte seines Vaters die Mittel entzogen worden waren, seiner geliebten Kunst sich hinzugeben, wie oft er eine Illustration zu dem Goethe'schen Text geliefert: Wer nie sein Brot mit Thränen aß 2c. —

„Ja, ja," wiederholte Löwenbrand, „weinen lernen. Sie Kindskopf haben ja noch keine Ahnung davon, welche packende Wirkung z. B. in den mit thränenumflorter Stimme wiederholt gesprochenen Worten liegt: „Ich folge Dir, sobald ich kann!" Oder wenn der arme, alte Poet zum Schluß weinend und lachend ruft: „Reißt die Fenster auf! Ich bin Vater!"

Bei diesen letzten Worten war Löwenbrand von der Situation derartig erfaßt, daß er aufsprang, jubelnd im Zimmer umherlief, wobei ihm der Schlafrock herabglitt, und mit den kraftvollsten Tönen seines schönen Organs rief: „Hört Ihr's Alle? — Ist denn niemand hier? — Reißt die Fenster auf! Ich bin Vater!"

„Gratulire zu dem neuen Familienereigniß!" rief eine schnarrende Stimme, und als sich Lehrer und Schüler umwandten, erblickten sie erstaunt an der Thür die lachende Gestalt eines alten weißhaarigen Herrn, der sein Lorgnon auf Löwenbrands beinahe adamitisches Kostüm gerichtet hatte.

„Was wollen Sie, mein Herr?" fuhr ihn dieser heftig an, indem er sich wieder in seinen Schlafrock hüllte.

„Bitte um Entschuldigung, ich habe wiederholt geklopft, aber Sie waren so freudig von Ihrer Vaterschaft bewegt, daß Sie mich nicht hörten. Ich suche eine Dame, Fräulein Karoline Berg, die hier im Hause, bei einer Wittwe Becker, wohnen soll."

„Allerdings, mein Herr, aber Sie haben sich zu hoch verstiegen, dies ist der dritte Stock, Fräulein Berg wohnt im ersten."

„Ah, Pardon!" —

„Bitte, ist durchaus nicht nöthig. Aber wen habe ich die Ehre — —?"

„Wildenberg ist mein Name, Kapitän Wildenberg," entgegnete der Fremde mit hochmüthiger Betonung, und ebenso hochmüthig antwortete Löwenbrand; „Und ich stelle mich Ihnen als Benno Löwenbrand vor, erster Held und Liebhaber der hiesigen Theatergesellschaft, und hier, mein Kollege, Herr Häring, angehender Charakterspieler."

Wildenberg lächelte. „Sehr erfreut, Herr Löwenbrand und Herr — Häring. Dachte mir gleich, daß die Herren von der Kunst sein müßten."

„Da Sie unsere steilen Treppen erklettert haben, so werden Sie etwas ermüdet sein? Darf ich bitten" — —

Damit deutete Löwenbrand auf einen alten lederüberzogenen Großvaterstuhl, während er selbst und Häring sich auf den beiden vorhandenen Holzstühlen niederließen. Dem Onkel Eduards war die Einladung sehr willkommen, da er sich bei dieser Gelegenheit erst über Fräulein Berg zu unterrichten gedachte, bevor er zu ihr ging.

„Sie kennen wohl unsere Kollegin Berg?" fragte Löwenbrand unbefangen.

„Persönlich nicht," entgegnete der Kapitän, indem er den beiden Herren sein wohlgefülltes Zigarrenetui präsentirte, „aber ein intimer Freund von mir ist oder vielmehr war früher ein großer Verehrer von ihr."

„Und ist es nicht mehr? O, da kann ich ihn nur bedauern!" rief Löwenbrand feurig. „Obgleich die Dame gegenwärtig bereits im Sommer ihres Lebens steht, so kann ich mir kaum denken, daß sie im Frühling schöner und blühender aussah als jetzt."

„Ei, ei, mein Herr, Sie sind ja ganz Feuer und Flamme. Verzeihen Sie meine Indiscretion, vielleicht stehen Sie der Dame näher? Vielleicht sehe ich in Ihnen — ihren künftigen Gatten?"

Löwenbrand brach in lautes Lachen aus. „Heirathen? — ich? Eh' seht Ihr die Loire zurückfließen! — Nein, mein Herr Kapitän, ich bin kein Mann für die Ehe. Ich gehöre nur meiner Kunst, für die allein ich lebe und sterbe! Den Luxus einer Frau darf ich mir nicht gestatten."

„Aber glauben Sie, daß eine Dame, die nach ihrer Schilderung noch immer schön ist und vom Publikum als Künstlerin gefeiert wird, ganz ohne — Verehrer oder ohne Bräutigam sein sollte?" fragte lauernd der Kapitän.

„Unsere Berg ohne Verehrer, ohne Anbeter?" rief Löwenbrand im Tone der Entrüstung. „Wo denken Sie hin? Zahllose! Natürlich, in allen Ehren. In Rußland war sie nahe daran, die Gemahlin des schönen und reichen Fürsten Baronski zu werden," plauderte Löwenbrand im Eifer immer weiter.

„Nun, und woran scheiterte die Heirath?" fragte gespannt der Kapitän.

„Einfach an dem Tode des jungen Mannes, der bei einem Jagdrennen mit seinem Pferde stürzte und den Hals brach."

„Wie sagten Sie, nannte er sich?" fragte der Kapitän.

„Fürst Baronski, der letzte Sproß einer alten kurländischen Adelsfamilie, wie mir Frau Ditroit, ein Mitglied unserer Bühne, die sich zu jener Zeit ebenfalls in Rußland befand, oft genug erzählte." —

Ein wiederholtes, schüchternes Klopfen an die Thür unterbrach die Unterhaltung, und als Häring halb öffnete, rief eine glockenhelle Stimme: „Nun, Löwenbrand, haben Sie unsern Spaziergang vergessen? Ich warte schon seit einer Viertelstunde auf Sie."

Löwenbrand hüllte sich fester in seinen Schlafrock und trat in die Thürspalte.

„Liebe Kollegin, ich werde sofort in meinen „innern Gemächern" ein wenig Toilette machen und dann ganz zu Ihrer Verfügung stehen. Treten Sie inzwischen nur gefälligst hier in den „Salon", wo Sie bereits von einem Herrn erwartet werden, der Sie zu sprechen wünscht." — Damit verließ er rasch das Zimmer, während Fräulein Berg, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß es Eduard sei, der sie aufsuchte, sehr bleich und erregt eintrat. Beim Anblick des alten Herrn, den sie nie gesehen, stutzte sie enttäuscht und fragte mit leiser, verlegener Stimme: „Sie wünschen mich zu sprechen? Wahrscheinlich im Auftrage — eines Dritten?" —

„Nicht so ganz, mein Fräulein," entgegnete der Kapitän, dem die noch immer schöne Erscheinung in ihrem einfachen, geschlossenen Herbstkleide, den Filzhut mit grauer Feder leicht auf die weiße Stirn gedrückt, höchlich imponirte.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.